

Theorielose Praxis – praxislose Theorie: Die Zukunft der Soziologenausbildung

Erich Behrendt

Zu meinem Thema – „theorielose Praxis“ und „praxislose Theorie“ (gemünzt auf die Soziologenausbildung) – werde ich neun Thesen formulieren. Diese werde ich im Kontext unserer jetzigen (Tagungs-)Situation reflektieren.¹

Zunächst zur Eingrenzung und zur Schaffung eines gemeinsamen Verständnisses. Wenn ich hier als Sozialwissenschaftler und als Erster Vorsitzender des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen rede, dann ist erstens der Begriff „Soziologe“ geschlechtsneutral zu verstehen und zweitens umfasst er eine Reihe von verwandten Studienabschlüssen. Sie kennen die verschiedenen Titel, die es dort gibt: Natürlich den Diplom-Soziologen; aber wir kennen auch den Magister der Soziologie und den Diplom-Sozialwissenschaftler. Insgesamt reicht das Spektrum von den Ethnologen bis hin zu den Kulturwissenschaftlern. Was noch wichtiger ist, ist die große Bandbreite der ausgeübten Berufe. Das ist ein großer Unterschied zu anderen Berufsverbänden, was sehr reizvoll ist, aber auch die Organisation der entsprechenden Klientel nicht vereinfacht.

1. These: *Selbstreflexion*

Die Bedeutung der Selbstreflexion und die Kompetenz ihrer Anwendung muss gerade in der sozialwissenschaftlichen Ausbildung herausgestellt und erworben werden. Die Selbstreflexion ist ein elementarer Bestandteil der Arbeit bei (organisationeller oder prozessorientierter) Beratung.

Allerdings ist diese Form der Selbstreflexion – das heißt z.B. Anwendung soziologischer Theorien auch in meiner eigenen und auf meine eigene Situation – gleichzeitig eines der großen Defizite der Sozialwissenschaftler. Das hat sich bei einigen der heute auf der Tagung behandelten Themen und der präsentierten Herangehensweise wieder bestätigt. Wenn wir stärker gesellschaftsbezogen und wirkungszusammenhängend ausbilden wollen, mit Absolventen, die es auch

¹ Die Folien zu diesem Vortrag können auf der Homepage des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen unter www.bds-soz.de/berichte.html abgerufen werden.

schaffen, wissenschaftliche Erkenntnisse in die Gesellschaft hinein zu tragen, dann gehört dazu, diese Bedeutung der Selbstreflexion frühzeitig herauszustellen. Dazu gehören einige Punkte, die ich im Folgenden herausarbeiten will.

Ein zentraler Aspekt ist sicherlich, die Diskussion zu konzentrieren, sie selber als Bestandteil einer sozialen Situation zu sehen und damit auch die interessen-geleiteten Fragestellungen und die Forschungsdesigns entsprechend reflektieren zu können. Das heißt, dass ich in der Praxis genau dazu in der Lage sein muss; auch in der konkreten Situation, in der ich mich zum Beispiel heute befinde. Meine Rollen grob differenzierend, bin ich heute hier quasi als Funktionär, als Vorsitzender eines Berufsverbandes. Wenn ich das Gleiche machen würde als Unternehmer und Unternehmensberater, der davon lebt, dass Unternehmen ihn für seine Tätigkeit bezahlen, dann müsste mein Vortrag ganz anders aussehen. *Unsere Sicht der Realität ist also maßgeblich davon geprägt, in welchem Rollen-zusammenhang und in welchem Gestaltungsrahmen wir uns bewegen.* Das hat heute auch etwas mit dem Veranstalter zu tun. Konkret: Das hat auch etwas mit Herrn Franz zu tun. Wenn es ihn nicht gäbe, wäre auch ich nicht hier. Es ist also nicht eine rein institutionelle Verknüpfung, sondern auch eine Beziehungsverknüpfung. Man überlegt: Was ist das für eine Einrichtung, was läuft dort eigentlich ab? Was haben wir für eine Gruppe, was für Referenten, Teilnehmer? Welche Motive gibt es hier eigentlich, dass die Leute zusammen kommen?

Es ist für einen Berater selbstverständlich, dass er – wenn er sich in solchen Settings bewegt – darüber nachdenkt, warum jemand dort ist. In unserem konkreten Fall hier vor Ort macht man sich also bewusst, dass es sich um eine durch Steuergelder geförderte Veranstaltung handelt. Die anwesenden Personen haben Karriereabsichten, sie möchten vielleicht im Forschungsbereich Kontakte knüpfen usw. Und unsereins will als Verbandsfunktionär eine bestimmte Professionalisierung der Ausbildung vorantreiben und bestimmte Diskussionspfade eröffnen. Wäre ich stattdessen als Berater angesprochen worden, hätte ich Honorarverhandlungen geführt und hätte nur im Falle eines Honorars einen Sinn in dieser Veranstaltung gesehen.

So unterschiedlich sind die Settings, in denen man sich bewegt. Ich glaube schon, dass es ganz gut täte, wenn wir – ähnlich wie Supervisoren, Unternehmensberater oder Prozessberater – die Kompetenz der Situationsanalyse erwerben und anwenden. Wir sollten uns darüber im Klaren sein, was wir da eigentlich aus welchen Gründen treiben.

2. These: *Feldanalyse*

Die Fähigkeit und die Fertigkeiten, Situationen und Gegenstandsfelder dimensional und semantisch zu erfassen und abzugrenzen, sind grundsätzliche Voraussetzungen für sozialwissenschaftliches Arbeiten.

Das klingt vielleicht ganz banal. Aber wenn Sie sich die Methodenbücher anschauen, dann bemerken Sie: Dieser Punkt wird kaum behandelt, weil die Methodenlehre der Sozialwissenschaften eine Methodenlehre der empirischen Forschung ist. Um diese geht es mir aber bei meiner Betrachtung nicht. Hier ist gemeint, dass die *wichtigen Fähigkeiten des Soziologen darin bestehen, Theorien zu bilden und sein Handeln danach auszurichten*. Das hat damit zu tun, dass der Wissenschaftler die Praxis nie ganz erfassen kann. (Ich werde das gleich noch begründen.) Er tut ganz gut daran, seine Grenzen zu erkennen, also nicht ignorant zu werden, sondern zu sehen, dass man als Soziologe auch nur begrenzt Realität wissenschaftlich erfassen kann. Diese Fähigkeit und die Fertigkeiten, sind nach meiner Erfahrung oft unterentwickelt. Gleichzeitig gehören sie aber zu den Kardinalvoraussetzungen für die wirtschaftliche Bewertung durch Unternehmen am Arbeitsmarkt. Das wird zwar meist nicht explizit so benannt, das sind keine ausdrücklichen Anforderungen der Unternehmen. Aber das ist die eigentliche Wertschätzung: in diesen Bereichen Leute einzusetzen, um komplexe soziale Strukturen erfassen und abgrenzen zu können.

Wenn nun ich das Gesagte anwende, dann müsste ich mich jetzt in den Kontext dieser Veranstaltung einbringen. Es gibt alleine von der Semantik her einiges, was zur Diskussion anregt. Wir haben ja gerade im ersten Teil dieser Konferenz gehört, wie über Nichtwissen oder über Wissensgesellschaft diskutiert wird. Wenn es *neue* Formen der Wissensproduktion gibt, tue ich gut daran, mir Gedanken zu machen, wie die *alten* Formen von Wissensproduktion sind oder waren. *Wenn ich sozialwissenschaftliche Wissensproduktionen betrachte, muss ich diese abgrenzen von anderen wissenschaftlichen Produktionsweisen und von nichtwissenschaftlicher Wissensproduktion*. In Ansätzen ist dieses schon geschehen. Das Problem ist aber, dass in der Diskussion über die Qualifikation von Studenten diese Qualifikation der Analyseebene im Prinzip nachgelagert ist: *Ich kann schlecht über Kompetenzen reden, wenn ich mir nicht klar bin, was soziologische Ausbildung im Prinzip gewährleisten soll*. Das heißt, die Frage ist: Was sind wissenschaftliche Qualifikationen im Vergleich zu nichtwissenschaftlichen Qualifikationen?

All dies spielt hinein, wenn ich zum Beispiel curriculare Diskussionen an der Hochschule führe. Wenn dort von *Praxiskompetenz* gesprochen wird, dann stelle ich mir vor allem die Frage: Wie stark ist denn die *Theoriekompetenz* unserer Absolventen? Meine eigene Theoriekompetenz war beim Abschluss meines Stu-

diums unterentwickelt. Ich habe mir diese erst später in anderen Zusammenhängen angeeignet.

Wenn ich über eine wissenschaftliche Ausbildung spreche, muss ich dabei zwangsläufig klären, ob ich über einen Beruf spreche, den ich hinterher quasi in einem öffentlichen Diskurs oder privat ausübe. Es stellt sich die Frage nach der Beschaffenheit des Feldes. Ist Wissensproduktion hier als gesellschaftliche Aufgabe in dem Sinne zu verstehen, dass es einen öffentlichen regelgeleiteten Diskurs gibt? Wir bilden „irgendwie“ Absolventen aus oder haben Personen, die im Wissenschaftsbetrieb in einem öffentlichen Diskurs stehen. Diese sind nach ihrem Handlungstyp später primär Forscher. Forscher produzieren dann wiederum „irgendwie“ Wissen. Das heißt, wir haben hier ein wissenschaftliches Ethos, das natürlich nach anderen Regeln abläuft, als wenn ich Wissensproduktion als private Aufgabe verstehe: Wenn mich ein Unternehmen beauftragt zu beraten, dann ist alles, was ich dort produziere, Privatangelegenheit der Unternehmung. Das wird auch nie publik gemacht. Und je besser dieses Wissen für das Unternehmen ist, umso weniger wird es publik gemacht. Das ist selbstverständlich, denn hier wird Wissen gekauft, privatisiert oder sogar monopolisiert. Das ist eines der zentralen Kriterien für eine gute Beratung. Es gibt darüber keinen Diskurs. Das ist, meine ich, ein wesentlicher Unterschied, wobei auch ich immer Modus I und Modus II sehe. *Ein wesentlicher Aspekt ist immer die Frage, wer mich eigentlich bezahlt und in welcher Rolle ich dort bin.* Bin ich ein Wissenschaftler, der in öffentlicher Verantwortung tätig ist, oder ist es ein Beratungsjob, wo ich wissenschaftlich forschend tätig bin. Diese Rollenunterscheidungen sollten gemacht werden. Das schließt nicht aus, dass ich, wie andere auch, als Berater – wie hier – in öffentlich diskutierten Prozessen am Diskurs teilnehme. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, aber aufgrund Zeitmangels nur sporadisch möglich. Der Handlungstyp ist meistens aber immer noch Forschung. Das heißt, ich habe viele Beraterkollegen, Forscher als Sozialwissenschaftler, die im Prinzip private Daten erheben. Denken Sie an die Marktforschung: Im Bereich der Marketingabteilungen versteht man sich als Forscher; die Ergebnisse aus der Tätigkeit werden aber dann – wenn überhaupt – nur in sehr aggregierter Form veröffentlicht.

Einer der wesentlichen Unterschiede meiner Praxis ist, dass natürlich der Handlungstyp forscht. Wenn ich diesen klassisch sehe, muss ich zwischen zwei Handlungstypen unterscheiden – „Handlungs-Leittypen“ könnte man sie nennen –, wobei diese immer vermischt in den Personen auftreten. Es macht einen Unterschied, ob ich berate oder ob ich gestalte. *Gestalter sind die Leute, die verantwortlich für das Feld tätig sind, während Forscher im akademischen Bereich, immer noch sehr theoriegeleitet, im Prinzip in der Analyse ihre Stärken haben.* Die Beratungskomponente ist meist eine zweitrangige Komponente; sie kommt durch die Interaktion zum Tragen.

Diese verschiedenen Handlungs-Leisttypen führen dazu, dass es auch in Bezug auf den Gegenstandsbereich und die Wirksamkeit ganz unterschiedliche Auswirkungen gibt. Zunächst sei die Messbarkeit des Erfolges beziehungsweise die Eigenwirtschaftlichkeit des Handelns betrachtet: Es ist so, dass die akademische Modus-I-Forschung eine sehr stark verbeamtete Forschung ist. Diese Struktur – die verbeamtete Form der Forschung – ist natürlich auch prägend für die Art und Weise des Arbeitens. Weite Teile der Modus-II-Forschung sind offensichtlich schon wesentlich eigenwirtschaftlicher – zwar stark mit öffentlichen Geldern versehen, aber immerhin projektbezogen. Meine eigene Tätigkeit ist im Prinzip daran gebunden, dass mein Kunde sie abnimmt und mich wieder beauftragt. Das heißt: Der Kunde ist selber derjenige, der auch bezahlt. Im Modus-I- und Modus-II-Sektor habe ich ganz unterschiedliche Interessen der Akteure im System. Daraus resultierend habe ich auch ganz andere Identitätsbildungen im Bereich der klassischen Forschung, der Beratung und der Gestaltung. In der jetzigen Ausbildung ist das Primat der Forschung gegeben. Das heißt: in der soziologischen Methodenlehre werden – im Gegensatz zur Ökonomie – kaum gestalterische Methoden und Instrumente vermittelt. Prognostische Verfahren sind wesentlich weniger verbreitet als Verfahren des Designs zur Erhebung und Interpretation von Datenbeständen. Methoden, die im Beratungsprozess angewendet werden, erwerben wir uns neben oder nach dem Studium; ganz zu schweigen von Gestaltungsprozessen, von Mitarbeiterführung und Ähnlichem mehr. Das sind alles Elemente, die im Prinzip nicht Bestandteil der jetzigen Ausbildung sind.

Wenn ich mir die Handlungstypen anschau, dann ist ihr Wirken immer durch Ängste und durch Vermeidungsstrategien geprägt. Es gibt ja nichts Schöneres, als viel Geld zu verdienen für eine Tätigkeit, bei der Erfolg nicht messbar ist und es keine Eigenwirtschaftlichkeit des Handelns gibt. Diese Sucht nach Intransparenz und Unverantwortlichkeit ist gängiges Merkmale der so genannten Hintergrundbereiche von Verwaltungseinheiten in Betrieben; die Leute drängen meist automatisch dort hin. Das soll gar nicht verurteilt werden, muss aber unbedingt beachtet werden, da es viele Phänomene erklärt. Bei der Analyse des Feldes ergeben sich hier ganz unterschiedliche Akteure, die im System natürlich auch ganz unterschiedliche Interessen haben. Wenn ich mich mit der Thematik der Ausbildung beschäftige, muss ich Theorien benutzen, die auch von den Sozialwissenschaften geliefert werden. Ein Hochschulstudium ist nicht nur Qualifizierung, sondern organisiert gesellschaftliche Teilhabe. Das heißt: Je höher der Bildungsabschluss ist, desto höher wird dieser vom gesellschaftlichen System honoriert. Natürlich muss ich mich in einem hoch arbeitsteiligen Arbeitsmarkt als Wissenschaftler von anderen Berufsabschlüssen abgrenzen. Für die Soziologie folgt daraus die Überlegung, was das Besondere einer soziologischen Ausbildung ist.

3. These: *Identität*

Das Studium sollte eine Identität des Wissenschaftlers gestalten, die sich auch von anderen Berufsabschlüssen abgrenzt.

Diese Frage führte im Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen zu einer spannenden Diskussion, die mich zu einem Ergebnis gebracht hat, zu dem ich vor zwei Jahren noch nicht gekommen wäre: *Das einzige Alleinstellungsmerkmal der Soziologie ist die Theorieleistung.* Es gibt daneben kein wesentliches Alleinstellungsmerkmal, keine spezifischen Zugänge, die andere Disziplinen nicht zu bieten haben. Es gibt zwar noch einige Aspekte, die typisch für die Sozialwissenschaften sind – beispielsweise das Methodeninventar; da wir dort aber von den Ökonomen und Psychologen „angeknabbert“ werden, fällt dieser Punkt weniger ins Gewicht. Hinzu kommen noch bestimmte Sprachkompetenzen, aber die haben einige Geisteswissenschaftler zum Teil auch. Die Stärke des Soziologen liegt dabei darin, immaterielle soziale Prozesse zu analysieren und sprachlich zu beschreiben.

Unser Berufsverband, der eine große Heterogenität ausgeübter Berufe vertritt, hat seine gemeinsame Identität in der Ausbildung und die wiederum sehr stark durch bestimmte Theoriebezüge. Daraus ergibt sich die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Praxis. Für jemanden, der in der Praxis wissenschaftlich als Berater arbeitet, muss es zwischen beidem Unterschiede geben. Ich habe bereits über den Begriff der öffentlichen Wissenschaft gesprochen. Es gibt immer die Probleme des Diskurses von Praktikern mit Wissenschaftlern. Wären hier heute gestandene Praktiker anwesend, hätten sie große Probleme mit der sprachlichen Anbindungsfähigkeit gehabt. Meiner Ansicht nach ist dies damit zu erklären, dass ich als Wissenschaftler überhaupt nicht den Anspruch erwerben kann, für praktische ganzheitliche Probleme Lösungen zu liefern. Das wäre sogar fatal. Wo ich die theoretischen Wissenschaftler vor Augen habe, die es dennoch versuchen, sehe ich stets ihr Scheitern: Ihr Bild der Praxis, ist mit dem von Beratern und deren praktischer Kompetenz und Erfahrung nicht in Einklang zu bringen. Die Stärke in diesem Bereich ist es nicht zu sagen: „Ich bin Soziologe und kann jetzt erklären, warum bestimmte soziale Situationen genau hundertprozentig so sind, kann daraus ganze Strategien ableiten, um Veränderungen zu erreichen“. Der Soziologe kann aber bestimmte Steuerungselemente und bestimmte Sichten auf diesen Gegenstandsbereich liefern. Diese Sichtweisen verhelfen dem Praktiker oft zu einer Perspektive aus einer anderen Rolle. Dies kann für seine Arbeit sehr hilfreiche Anregungen und Erkenntnisse bringen.

Dennoch steht der Praktiker meist vor anderen Problemen als der theoretisch wirkende Soziologe. *Berater konstatieren eine Psychologisierung der Praxis.* Das heißt, nach dem Studium merken sie auf einmal: Es gibt Akteure, es gibt Rollen etc.; sie fangen an, Gruppendynamik „auszukramen“. Dann kommen sie

womöglich auf die Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, verlieren ihre ganze sozialwissenschaftliche Kompetenz, erkennen gar nicht mehr die Strukturen des Feldes und reden nur noch über Beziehungen, Bewusstsein, Ängste usw. Dies hat aber große Bedeutung, wenn wir im Beratungsprozess sind. Wenn wir uns der Realität nähern, nähern wir uns Menschen, nähern wir uns solchen Ängsten; das müssen wir lernen. *Aber als Praktiker müssen wir dabei unbedingt sozialwissenschaftliche Theorien herunterbrechen können und vor allen Dingen die Sicht auf diese Strukturen beibehalten.* Da gibt es Anbindungsverluste: Viele praktizierende Soziologen sind unfähig, in der Praxis bewährte theoretische Grundkonzepte – wie beispielsweise das Rollenkonzept – anzuwenden und sich dann wirklich auf solche psychologisierten Muster „herabzulassen“. Der Praktiker muss eine Realität, wenn er ganzheitlich dafür verantwortlich ist, ganzheitlich lösen. Das kann er nur, indem er auch juristische Dimensionen im Griff hat, ökonomische Dimensionen, technologische, aber sicherlich originär soziologische und verwandte sozialwissenschaftliche Dimensionen. *Der Praktiker muss ein Problem so lösen, dass alle hinterher einigermaßen damit leben können; die Wissenschaft muss dies nicht.*

Theorien sind gut, wenn sie zweckmäßig sind. Das würde ein Physiker so formulieren. Bei uns würde es wahrscheinlich viel zu banal klingen.

4. These: Gestaltungsrelevanz

Für die Beurteilung und die Entwicklung zweckmäßiger soziologischer Theorien ist eine gute Feldkompetenz und ein Dialog mit der Praxis von entscheidender Bedeutung. Ich muss verlangen können, dass sich wissenschaftliche Theorieentwicklungen und Verwertbarkeit in der Praxis ergänzen.

Wissenschaftliche Theorieentwicklung muss Relevanz für gesellschaftliche Entwicklungsfelder haben. Das heißt wiederum: Ich kann Theorieentwicklungen nur zweckmäßig betreiben, wenn ich einen Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis gestalte. Sonst kann ich weiß Gott theoretisch über Theorien anhand von Theoretikern sinnieren, irgendetwas immer unterstellen, irgend einen Zeitgeist losgelöst von allen praktischen Entwicklungen diskutieren. Ich verweise zum Beispiel auf die industriesoziologische Debatte in den 80er-Jahren, die manche auch gerne vergessen möchten (Kern/Schumann und Folgende). Wir als Praktiker mussten sagen, dass das theoretisch Konstruierte so gar nicht stimmt. Das heißt also: die bloße Unterstellung von Praxis reicht nicht aus. Wir brauchen eine wesentlich stärkere Feldkompetenz des Theoretikers, um Theorien zu entwickeln. Er ist damit noch lange kein Praktiker, er sollte es wahrscheinlich auch gar nicht sein. Ich möchte dieses wie folgt begründen: Für mich als Praktiker ist es schwierig, sozialwissenschaftliche Theorien zu entwickeln. Man besitzt nicht

mehr die entsprechende Sprachdimension. Ich versuche mich regelmäßig darin, aber es ist sehr anstrengend.

Wichtig für zweckmäßige soziologische Theorien ist, dass sie einen tatsächlichen (empirischen) Bezug zur Wirklichkeit haben und nicht nur Wirklichkeit in theoretischen Modellen oder Labormodellen simulieren. Viele der empirischen Settings – und ich kenne ja einige – lassen den Praxisbezug vermissen. Es sind Laborsituationen. Gleiches gilt aber auch für die Methodologie: Ich kann heute bestimmte Methoden der empirischen Sozialforschung praktisch nicht anwenden, weil in der Praxis das Zeitbudget dafür nicht zur Verfügung steht. Das heißt: Ich brauche Praxisbezug und Pragmatik, um sagen zu können, wie ein Unternehmen eine veritable effiziente Mitarbeiterbefragung machen soll. Ich muss folglich in der Methodologie eine Entwicklung haben, die solche Restriktionen aufgreift. Es braucht Methoden, die wissenschaftlich seriös sind und die zugleich auch unter zeitlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten praktikabel sind.

Betrachtet man die Ausbildung an den Hochschulen, dann ist es faszinierend festzustellen, dass selbst Leute, die reflektiert mit soziologischen Theorien arbeiten, nicht in der Lage sind, in ihrer eigenen Situation diese Theorien auf sich selber anzuwenden. Das heißt z.B.: Wenn ich in einen Reorganisationsprozess eines Curriculums eintrete, dann müssen mir in diesem Zusammenhang auch bestimmte theoretische Konzepte, die mich in dieser Situation konkret berühren, auch bewusst sein. Teilnahme oder Teilhabe – wir nennen das partizipative Organisationsentwicklung – bedeutet, sich selber als Lernergruppe zu verstehen und gemeinsam etwas zu entwickeln. Ich kann nicht hingehen und ein Curriculum zu Dritt entwickeln und sagen, das ist jetzt mein Curriculum für den Studiengang. Aber genau das geschieht regelmäßig. Ich muss natürlich die Mikropolitik auf die Reform eines Studienganges anwenden. Das heißt: Welche Interessen gibt es dort usw. usf. Ich habe so etwas wie psychoanalytische Konstellationen. Ich habe natürlich Analysen, dass ich einen universitären Studiengang mit einem anderen Profil versehen muss als einen Fachhochschulstudiengang. Ich muss mich als Universität zunehmend am Ausbildungsmarkt behaupten. Das heißt: Ich brauche ein Image, ein Profil, das dem Rechnung trägt. Ich muss nach anderen soziologischen Theorien schauen. Vorhin wurden Theorien der Massenkommunikation angesprochen, beispielsweise Gatekeeper, Agenda-Setting usw. Ich muss verlangen können, wenn ich Sozialwissenschaftler bin und ein solches Thema bearbeite, dass ich Theorien, die eine gewisse Plausibilität für mich haben, dann auch anwenden kann.

5. These: Sprachkompetenz

Die Kompetenz, sich innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin zu verständigen und gegenüber anderen Disziplinen und der Öffentlichkeit kommunikationsfähig zu sein.

Sprachkompetenz ist einer der wesentlichen Punkte für die Ausbildung von Soziologen, und zwar in doppelter Hinsicht: Man spricht auch von bilingualen Kompetenzen. Gemeint ist das Beherrschen der Sprache der Theorie und der Sprache der Praxis. Ich weiß nicht, ob ich diese besitze. Es ist für einen Praktiker eine schwierige Angelegenheit, sich einerseits in der Kommunikation gegenüber Kunden auf deren Vokabular einzustellen und dann andererseits im wissenschaftlichen Diskurs die analytische Fachsprache zu verwenden: Habe ich in der Praxis einen Handwerker, beispielsweise einen Sanitärmeister, vor mir stehen, dem ich z.B. „e-learning“ erklären soll, bin ich kommunikativ stark gefordert. Diese Welten einer analytischen Fachsprache und einer allgemein verständlichen Umgangssprache zusammen zu bringen, ist nicht einfach. Ich habe dabei meine Bedenken, ob man das immer kann oder ob man das auch sollte. Aber was man können sollte, ist als Modus-I-Wissenschaftler mit einem Modus-II-Wissenschaftler zu kommunizieren. Dieses ist in weiten Teilen verloren gegangen. Dass man in bestimmten Bereichen nicht mehr mit der allgemeinen Öffentlichkeit reden kann, ist nicht verwunderlich; so ist es in fast allen wissenschaftlichen Disziplinen. Aber als „Servicedienstleister“ für die anwendungsorientierten Wissenschaften brauchen wir eine neue sprachliche Anbindung. Gerade die Fähigkeit zur sprachlichen Anbindung ist es, die ich von einem Studium erwarte, denn: *Die Fähigkeit, sich in bestimmten Situationen angemessen kommunikativ zu verhalten, ist eine der zentralen Stärken von Sozialwissenschaftlern im Vergleich zu vielen anderen Berufsgruppen.*

6. These: Überfachliches

Der Erwerb der vorgenannten Kompetenzen vermittelt zwangsläufig auch weitere überfachliche Qualifikationen, die für den später ausgeübten Beruf wichtig sind: Arbeit in Gruppen, in Projekten, Zeit- und Arbeitstechniken, Lernfähigkeit usw.

Wir haben in den Bachelor- und Masterstudiengängen eine Entwicklung, die wir mit Sorge sehen. Es geht um die Integration überfachlicher Qualifikation in die Kerncurricula der Ausbildung. Dort gehören sie nach meiner Ansicht nicht rein. Solche Qualifikationen sollte man neben dem Studium erwerben oder vorher. Wenn man ein Studium in dem genannten Sinne macht, orientiert an Feldkompetenz, semantischer Analyse, Theorieentwicklung und Methodenkompe-

tenz, dann erwirbt man alle diese Kompetenzen quasi nebenbei. Was man dann noch braucht, kann man sich bei Bildungsträgern aneignen, das kann man sich in Career-Centern aneignen; das sind aber keine Kernbestandteile des Studiums. Bei der Durchführung eines vernünftigen Forschungsprojektes praktiziert man Projektmanagement. Beim Vortrag von Referaten muss ein Student visualisieren, übt sich in Rhetorik. Es handelt sich hierbei um implizite Lernziele, die ich über eine angemessene Methodik der Ausbildung erreiche. Das erfordert allerdings, dass die Lehrkräfte dies auch so sehen und selbst können.

7. These: Lehrkräfte

Eine Verbesserung der Ausbildung von Soziologen muss bei den Lehrkräften ansetzen. Diese müssen sich und das Bildungsangebot gemeinsam mit den Studierenden entwickeln. Dazu müssen gemeinsame Lern- und Kommunikationsräume, gemeinsame Gestaltungsfelder gefördert werden.

Wenn ich ernsthaft eine Reform der Ausbildung anstrebe, muss ich natürlich bei den Lehrkräften ansetzen. Es ist im Prinzip eine Frage der Organisation von Personalentwicklung in den Hochschulen. Ich brauche hierfür Akteure aus den Bereichen Studierende, Lehrkräfte und Fachschaften. Starke Akteure sind natürlich die Lehrenden. Diese muss ich dafür gewinnen, zu einem Diskurs und einem Lernprozess bereit zu sein. *Die Lehrkräfte müssen sich und das Bildungsangebot gemeinsam mit den Studenten entwickeln.*

8. These: Arbeitsmarkt

Der Rückgang der Absolventenzahlen und die steigende Nachfrage ergeben einen positiven Arbeitsmarkt. Auch im Wissenschaftsbetrieb werden viele Stellen neu besetzt. Die Akzeptanz in der Wirtschaft steigt weiter an.

Doch die Forderung nach einer Reform der Lehre findet momentan kaum Gehör, denn der Arbeitsmarkt für Absolventen soziologischer Studiengänge war in den letzten 25 Jahren noch nie so gut wie heute. Das heißt: Die Zahl arbeitssuchender Absolventen nimmt drastisch ab. Wir haben noch vor zwei Jahren ein Trainee-Programm für Arbeitssuchende machen können, das Nächste scheiterte daran, dass wir keine Teilnehmer dafür bekamen. Das heißt: *Wir haben durch die steigende Nachfrage nach Fach- und Führungskräften einen sehr positiven Arbeitsmarkt für Soziologen.* Auch im Wissenschaftsbetrieb werden durch den Generationswechsel zahlreiche Stellen frei.

Die Einsatzfelder der Soziologen haben sich insgesamt geändert. Im letzten Sommer fand eine Methodenkonferenz mit der Deutschen Gesellschaft für So-

ziologie (der akademischen soziologischen Standesgesellschaft) und anderen statt. Da hatte man den Eindruck, dass die anwesenden Methoden- und Statistikhochschullehrer meinten, die Absolventen würden hinterher überwiegend in der Markt- und Sozialforschung arbeiten. Das entspricht nicht der Realität. Die Lehrkräfte meinten auch, komplexere Verfahren der statistischen Analyse wären für diese Arbeitsfelder wichtig. Die Marktforschungsinstitute haben ihnen jedoch klar gemacht, dass Häufigkeitsauszählungen, vielleicht Kreuztabellierungen, für die Praxis ausreichen. Für mich erschreckend war, dass sich eine Reihe der dort versammelten Lehrstuhlinhaber zunehmend als Statistiker verstehen. Sie verrechnen die vielfältigen Daten, die es offensichtlich jetzt weltweit in Datenbanken gibt. Das hat mit Soziologie meines Erachtens nur noch sehr wenig zu tun. Da werden Daten verrechnet, und zwar vollkommen theorielos. Das ist der purste Positivismus, den ich jemals empfunden habe.

9. These: *Praxis Soziologie*

Der Bedarf nach soziologischem Wissen ist sehr groß. Die akademische Soziologie muss wieder stärkere Feldkompetenz erlangen. Die Praxis muss erkennen, dass wissenschaftliche Wissensproduktion Theorieproduktion nach Standards ist. Rollenklarheit und Dialog zwischen Theorie und Praxis ist umfassend zu fördern.

Die zum Teil vorhandenen Minderwertigkeitskomplexe von Absolventen sind irritierend und vollkommen überflüssig, denn der Bedarf an und die Nachfrage nach soziologischem Wissen wächst. In allen Bereichen, seien es neue Managementphilosophien oder Markt- und Personalentwicklung, gibt es Trends, soziologische Qualifikationen zu nutzen. Die so genannten „weichen Faktoren“ haben sich etabliert: Die Bedeutung von Kommunikation ist erkannt worden, und Rollentheorien mit Akteuren werden dort aufgegriffen. Für uns bedeutet das, dass wir unsere Identität durch unsere Ausbildung bekommen. *Daraus folgt, dass für uns die Entwicklung der akademischen Soziologie und damit auch die Entwicklung des Images der Soziologie überlebensnotwendig ist.* Einer unserer Hauptadressaten ist die akademische Fachsoziologie. Mit der DGS arbeiten wir in einem Modellprojekt zusammen. Es ist klar herauszustellen, wie wichtig die Professoren in der theoretischen Ausarbeitung und theoretischen Ausformulierung von bestimmten Gedankenkonstrukten sind. Gleichzeitig versucht der BDS ihnen die Rolle der Praktiker zu verdeutlichen, um deren theoretische Überlegungen um die praktische Feldnähe zu bereichern. Dabei besteht Rollenklarheit, die den Dialog zwischen Theorie und Praxis fördert

Was ich jetzt hier vorgestellt habe, hatte ich sicherlich vor einigen Jahren noch nicht so sagen können, und in zwei Jahren sage ich vielleicht wieder etwas anderes. Was heißt das jetzt für die Praxissoziologie im Studium? Ich meine, in

der Methodenausbildung müssen ergänzend auch Verfahren der Entscheidungsfindung, gestalterische Komponenten vermittelt werden. Der Bereich, der durch die Forschungsmethoden abgedeckt ist, greift zu kurz. Es müssen planerische Methoden hinzukommen, aber weiterhin in wissenschaftlich fundierter Art und Weise. Auch dass Sozialwissenschaftler nach ihrem Abschluss meist nicht als Forscher, sondern als Gestalter und Entscheider agieren müssen, sollte dazu führen, dass sich die Studierenden mit Praxissituationen befassen, die z.B. Praxis auf dem Hintergrund soziologischer Theorien reflektieren.

Aus einem so erweiterten Spektrum soziologischer Kompetenzen folgt ein vielseitiges Wirken: Soziologen beteiligen sich vermehrt an Fortbildungen und bieten diese an, beispielsweise zum Prozessberater. Wir machen Lobbyarbeit für eine Praxissoziologie.

Zusammenfassend halte ich es für wichtig, dass wir als Soziologen unsere Möglichkeiten nutzen, aber auch unsere Grenzen erkennen; dass wir wissen, wo andere Disziplinen stehen und was die leisten können. In der Praxis ist sozialwissenschaftliches Basiswissen kaum vertreten, die kommunikative Anbindung an zahlreiche relevante gesellschaftliche Felder muss verstärkt und die Ausbildung dementsprechend angepasst werden.